

NAHAUFNAHME

# IM LICHT DER JÄGER

VON JORG UWE ALBIG [TEXT]  
UND ANASTASIA TAYLOR-LIND [FOTOS]

Ein Film geht um in Namibia. Und zaubert ein Leuchten auf die Gesichter der Zuschauer. Denn er zeigt ihnen ihre eigene, uralte Kunst des Spurenlesens. Forscher aus dem Rheinland haben ihn mitgebracht. Ihre Hoffnung: die Kultur der Savannenvölker zu retten

44 GEO 06|2015



Es ist ein Licht, das aus der Kälte kommt. Aus rheinischem Pulloverwetter ist es in die Wüstenhitze gereist, hat 7000 Kilometer zurückgelegt und 70 Breitengrade überquert. Jetzt erzeugt es Reflexionen – auf Nasen, Wangen und Lippen; in den Pupillen; in den Seelen.

Ein Videoprojektor wirft das Licht auf die Leinwand. Die wirft das Licht zurück. Hinter der Leinwand liegen nur noch Nacht und ein Meer aus Geröll und Büschen. Vor ihr sitzen Kinder, Frauen und Männer im Sand, auf Getränkeboxen, auf kunstvoll geflickten Plastiksesseln. Für anderthalb Stunden ist das Licht stärker als das Kreuz des Südens am Himmel, als der zunehmende Mond: Ein benzintriebener Generator, der das Zirpen der Grillen überdröhnt, gibt ihm die Kraft.

Schon nach wenigen Bildern erkennen die Zuschauer, hier am Rand des Dörfchens ||Xa|oba, am Rand der Kalahari-Wüste im Nordosten Namibias, einen der Ihren auf der Leinwand: Ui Kxunta, den Mann mit der uralten Seele und dem weichen, beständigen Lächeln. Sie sehen auch Tsamkxao Ciqae, den vielsprachigen Tausendsassa mit dem Bauch und der mächtigen metallicgrün verspiegelten Sonnenbrille, und Thui Thao, den würdigen Weisen mit dem dünnen Ziegenbärtchen. Und alle drei sitzen jetzt unter ihnen und betrachten ihre eigenen Abbilder.

Die drei sind erfahrene Jäger, Fährtenleser, die an der Spur eines Kudus sein Geschlecht, sein Alter und den Zeitpunkt seines Auftritts erkennen können. Gewöhnlich stellen sie ihr Können in den Dienst von Touristen und Trophäenjägern. Dann aber kamen Wissenschaftler aus Deutschland und baten die Meister, mit ihnen in die dunklen Höhlen Europas hinabzusteigen.

Es waren die beiden Archäologen Tilman Lenssen-Erz von der

Universität Köln und Andreas Pastoors vom Neanderthal Museum in Mettmann. Auch sie interessierten sich für Fährten: Sie erforschten die Fußspuren, die Menschen in der Steinzeit in den Höhlen Südfrankreichs hinterlassen hatten. Doch die Instrumente der Zunft, die Statistiken und Zahlenreihen, reichten ihnen dazu nicht mehr aus: „Messen ist nicht Lesen“, fand Lenssen-Erz. Und so reisten sie nach Namibia auf der Suche nach Jägern wie denen, deren Spuren sie untersuchen wollten: Dort, im Südwesten Afrikas, so hatten sie gehört, lebten die besten Fährtenleser der Welt.

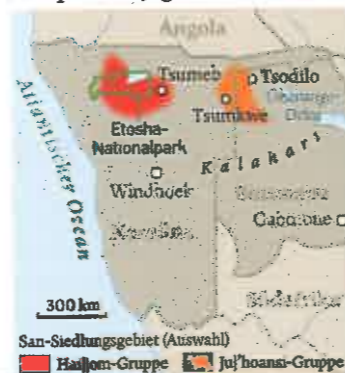
Also flogen im Jahr 2013 Ui Kxunta, Thui Thao und Tsamkxao Ciqae mit den Forschern in die kühlen, feuchten Höhlen der Pyrenäen. Dort sahen sie Dinge, die die Wissenschaft bisher übersehen hatte. Die Spuren in der Höhle von Niaux etwa, bisher einem rituellen Initiationstanz mit mehreren Teilnehmern zugeschrieben, entlarvten sie als gewöhnlichen Gang eines einzigen, zwölfjährigen Mädchens. Gleichzeitig wiesen sie auf die Ungereimtheit hin, dass auf sieben rechte elf linke Fußabdrücke kamen – und das Kind zudem bei einer Deckenhöhe von 95 Zentimetern wohl kaum habe aufrecht stehen können: Womöglich hat sich das Höhlendach im Laufe der Jahrtausende abgesenkt. Oder die Spuren wurden nachträglich gefälscht, aus unerfindlichen Gründen...

In der Höhle Fontanet wiesen sie an einem Abdruck, der bisher als einziger Beleg für einen beschuhten Eiszeitmenschen galt, kaum sichtbare Zehenabdrücke nach – der Inhaber des Fußes war also wohl doch barfuß unterwegs gewesen. In der Höhle Tuc d'Audoubert schlugen sie eine Lösung für das Rätsel einer seltsamen Spurengruppe vor, die nur aus Fersenabdrücken besteht: Dort hätten, mutmaßten sie, ein 38-jähriger Mann und ein 14-jähriger Junge Lehm abgetragen, um damit zwei Steppenbison-Skulpturen in der benachbarten Galerie zu modellieren. Der ungewöhnliche Fersengang habe womöglich dazu gedient, die Spuren dieser heiligen Tätigkeit anonym zu halten: Schließlich wussten die Jäger aus Erfahrung, dass ein versierter Tracker einen Menschen am Fußabdruck erkennen kann.

So spektakulär war der Einsatz der afrikanischen Experten im Dienst der Forschung, dass die Regisseurin Sylvia Strasser ihn in einem Dokumentarfilm mit dem Titel „Fußspuren in die Vergangenheit“ festhielt.

Und dieser Film ist es, der jetzt in ||Xa|oba die Nacht erhellt.

Vier Wochen lang touren Fährtenleser und Archäologen gemeinsam mit dem Film durch entlegenste Siedlungen in Namibia und Botswana. An Dorfplätzen, auf sandigen Brachflächen, in Schulräumen und Gemeindesälen bauen sie Computer, Beamer und Leinwand auf, um den Triumph der Jäger als flackern-



**Kino in der Savanne:** Tilmann Lenssen-Erz klebt Filmplakate, Andreas Pastoors bedient den Beamer für Open-Air-Vorstellungen bei den San-Völkern Haij|om und Ju|'hoansi in Namibia und Botswana

des Licht wieder in deren Welt zurückzuwerfen.

Das Licht feiert ja nicht nur Ui Kxunta, Thui Thao und Tsamkxao Ciqae. Es beglänzt das ganze Volk der Ju|'hoansi – eine jener uralten Jäger- und Sammler-Gesellschaften, die aus der Kapregion einwandernde Viehhirten einst unter dem Begriff „San“ („Leute, die anders sind als wir“)



zusammenfassten – und die die europäischen Eroberer mit dem kaum freundlicheren Sammelnamen „Buschmänner“ bedachten. Dabei sind schon die Sprachen der San einander so fremd, dass sie sich oft nur in der Kolonialsprache Afrikaans verständigen können.

Gemeinsam sind ihnen nur die Klick- und Schnalzlauten, die mit senkrechten Strichen, Ausrufe- oder durchgestrichenen Gleichheitszeichen wiedergegeben werden: Das „|“ in ||Xa|oba etwa wird mit der Zungenspitze hinter den Vorderzähnen geklickt; das „||“ seitlich an den Backenzähnen.

Im ganzen südlichen Afrika leben nur noch etwa 100 000 San. In Namibia sind es rund 30 000 – weniger als zwei Prozent der Gesamtbevölkerung und deren niederste, unbarmherzig an den Rand gedrängte Kaste. Doch den San von ||Xa|oba gibt das Licht aus dem Beamer heute Grund zum Stolz.

Und wenn Licht aus kalten in warme Luftschichten eindringt, das lehrt die Optik, entstehen Spiegelungen, Abbilder der Realität. Doch auch optische Täuschungen kommen so zustande, Fata Morgana.

Schon der Film ist ja eine solche Spiegelung: Europas Urgeschichte, reflektiert im Leben afrikanischer Jäger und Sammler. Das indigene Wissen der San, gebrochen im Prisma westlicher Wissenschaft.

So ergibt sich ein Parcours der überlagerten Bilder, der sanft verschobenen Symmetrien – der sich auf der Reise durch das Land fortsetzt: die flimmernden Himmelspfützen über den erhitzten Teerstraßen. Die gleißende Fläche des Etosha-Salzsees, die den Himmel reflektiert. Die Akribie der Forscher, gespiegelt im Preußentum der einstigen Kolonie – die auch fast 100 Jahre nach dem Ende von „Deutsch-Südwest“ noch wie eine Savanne mit Kehrwoche wirkt.

Die Fahrt der Kino-Kolonie geht über Sandpisten, staubvernebelte Schotterstrecken und endlose, schnurgerade Asphaltbänder. Sie geht durch Wildwest-Landschaften mit abendlich blauen Tafelbergen und blasigen, orangeroten Granittürmen; an den von Riedgras und Papyrus gesäumten Ufern des Okavango entlang und durch Savannenmeere, auf deren Horizonten Giraffenherden treiben, Zebras und schreckhafte Wolken von Springböcken. Einmal platzt ein Kudu aus dem Busch, springt auf einen fahrenden Wagen, zerschmettert nonchalant die Windschutzscheibe, beult das Dach ein und verschwindet wieder in der Wildnis.

Kaum jemand in ||Xa|oba versteht die englische Sprache, in die der Film synchronisiert ist. Die Fährtenleser müssen

mit Erklärungen nachhelfen. Umso herzlicher lachen die Zuschauer, wenn es etwas zu lachen gibt: wenn etwa Tsamkxao, Ui und Thui die erste Schneeballschlacht ihres Lebens ausfechten. Oder wenn auf der Leinwand der Geländewagen des Teams über eine namibische Straße fährt, kurz darauf ihr Flugzeug in Frankfurt landet und der ICE sie unverzüglich mit 300 Kilometern pro Stunde nach Köln schnellen lässt. „Eben haben sie Ui noch in seinem Dorf abgeholt“, amüsieren sie sich, „und einen Augenblick später ist er schon im nächsten.“

Und die Heiterkeit überschlägt sich, als der Film, um den Hintergrund der drei Fährtenleser

zu veranschaulichen, traditionelle Gesänge der San durch die Lautsprecher schickt. Als er einen Mann im ledernen Lendenschurz zeigt, der mit Holz und trockenem Gras ein Feuer entfacht, und einen zweiten, der mit Trippelschritten und zitternden Hinterbacken vor einer klatschenden und singenden Schar Frauen einen Tanz aufführt.

Denn diese Bilder sind ja nur Theater, eine Show für Touristen. Sie stammen aus dem „Lebenden Museum“ hinter dem Dorf, in dem

halb nackte Dörfler im Schichtbetrieb bekleidete Neugierige durch ihr jüngst vergangenes Leben führen – obwohl auch in ||Xa|oba der Alltag längst Jeans und T-Shirt trägt.

Auch in diesem von der Moderne kaum berührten Zipfel Land, den die südafrikanische Regierung 1970 unter dem Namen „Bushmanland“ zum San-Reservat erklärte, kostet das Leben inzwischen Geld – und lässt sich nicht mehr, wie einst, mit rund 20 Stunden Jagen und Sammeln pro Woche bestreiten.

Auch hier arbeitet, wer kann, auf den Farmen der Reichen – oder wenigstens auf den Bohnen-, Mais- und Süßkartoffelfeldern hinter dem Dorf. Oder im 25 Kilo-

meter Sandpiste entfernten Städtchen Tsumkwe, 1959 als Verwaltungssitz für die San-Bevölkerung aus dem Boden gestampft. Trinkt dann nach Feierabend vielleicht in einer der vielen Garagenkneipen wie dem „Rock Star“ sein Windhoek Draught, füttert mit seinen Münzen den Spielautomaten auf der ausgedienten Waschmaschine und sieht zu, wie die jungen Mädchen zu angolanischen Kizomba-Rhythmen aus der Jukebox ihre sanften Stampftänze vollführen.

Immerhin: 1991 erstritten die Ju|'hoansi sich – als einzige San-Gruppe Namibias – das Recht, das Land ihrer Ahnen zum Lebensunterhalt zu nutzen: Ganz offiziell dürfen sie seither sammeln und jagen – wenn auch ausschließlich in traditioneller Manier, zu Fuß, mit Speer, Pfeil und Bogen und Vogelfallen.

Und so findet das Lob des Fährtenlesens, das der Film singt, in ||Xa|oba ein erregtes Echo. Fachkundig bewundern die Zuschauer die Technik der Tracker und steuern eigene Erfahrungen bei. Spekulieren etwa über die Fersenspuren in der Höhle von Tuc d'Audoubert: unwahrscheinlich, dass jemand diese Gangart durchhalten konnte, ohne abzurutschen. Aber vielleicht war es jemand mit von Geburt an verformten Füßen? Besondere Menschen tun besondere Dinge.

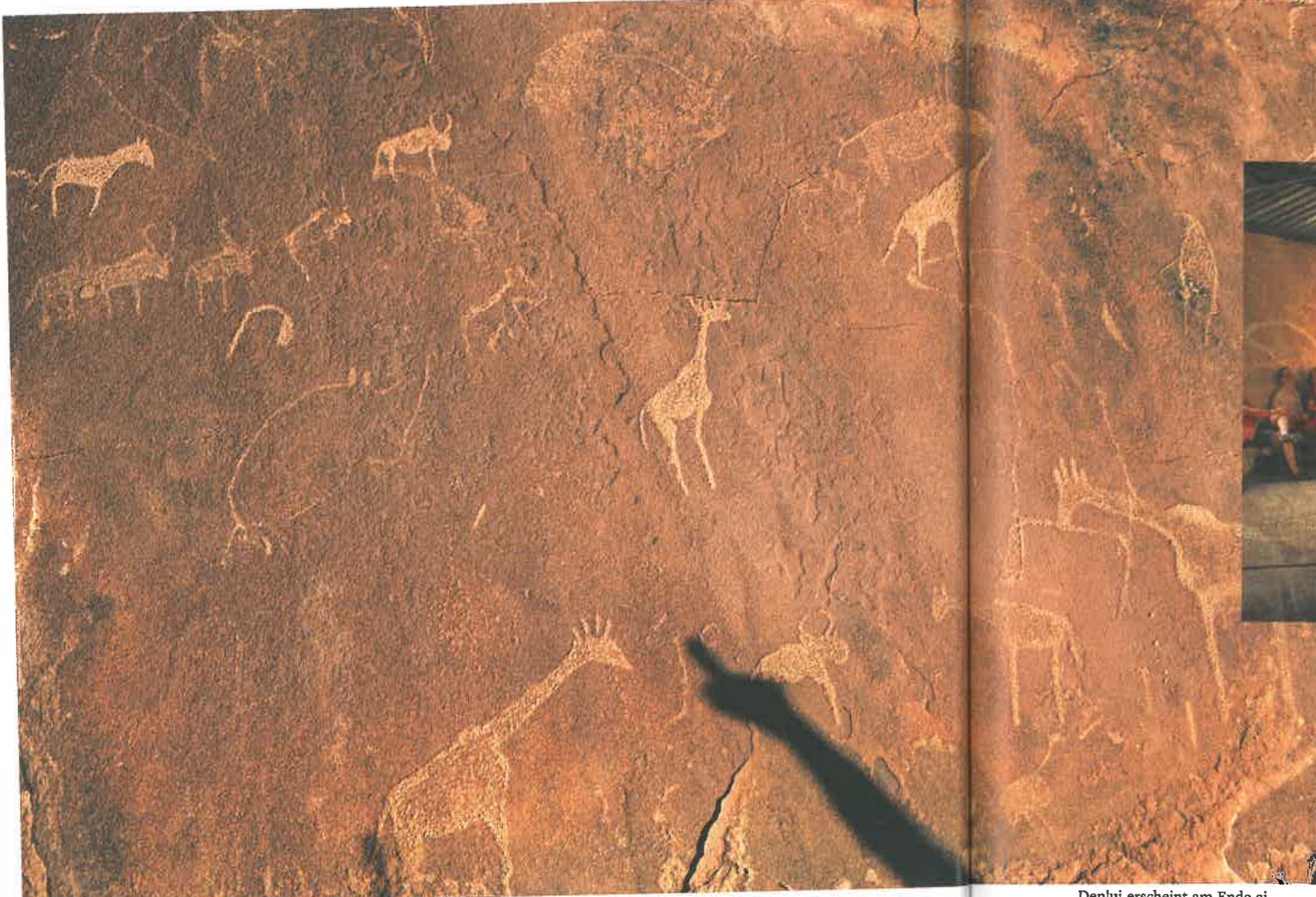


Spuren erzählen Geschichten, und manchmal werden daraus Fährten in eine weit entfernte Zeit: Die Spurenleser Ui Kxunta, Tsamkxao Ciqae und Thui Thao (v. l. n. r.) halfen deutschen Steinzeit-Forschern





Zaungast einer neuen Zeit: Ein Junge beobachtet die Vorbereitungen auf die Vorführung des Films »Fußspuren in die Vergangenheit« in einem Dorf in Namibia. Es gibt Strom in der Siedlung, aber Laptop, Beamer und Leinwand gehören für die Bewohner noch nicht zum Alltag.



Die drei Männer, die in Europa Spuren lasen, berichten in der Heimat von ihren Erlebnissen. Auch hier gibt es jahrtausendealte Felsbilder, die vom damaligen Wildbestand erzählen



So wirkt der Film nicht nur als Reflektor, sondern als Brennspiegel, der Strahlen bündelt, bis die Seele Feuer fängt. „Wir versuchen, die Idee zu verbreiten, dass Fährtenlesen ein Netzwerk des Wissens ist“, sagt Tilman Lenssen-Erz. „Der Fährtenleser denkt in Systemen. Darin ist er moderner als der westliche Mensch, der die Dinge noch Stück für Stück lernt.“

Denn im Flimmern des Lichts, das sich an den Grenzen der Kul-

tur- und Klimazonen bricht, erkennen nicht nur die namibischen Jäger ihre alten Traditionen in der aktuellen Archäologie wieder. Auch die Forscher aus Deutschland können in die Weltsicht der Spurenleser biologische Konzepte hineinlesen, die erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts langsam in die westliche Wissenschaft eingesickert sind – die Neo-Ökologie oder Systemökologie etwa, die die Umwelt nicht mehr separat nach Organismen erforscht, sondern in Ökosystemen bündelt, die größer sind als die Summe ihrer Teile. Die ihre Stabilität nicht aus Verdrängungskämpfen beziehen, sondern aus Diversität und Symbiose. Und in denen alle Teile vernetzt, verschaltet und untrennbar verbunden sind.

So gewinnt für die Zuschauer des Films, wenn alles gut geht, das vertraute Eigene neuen Glanz – im fremdelnden Blick der anderen.

**E**s gibt Momente, da müssen die Archäologen nachhelfen. Müssen in die paradoxe Rolle des Missionars schlüpfen, der seine Zuhörer zu deren eigenem Glauben bekehrt. In Denlui etwa, dem Heimatdorf des Fährtenlesers Thui Thao.

Denlui erscheint am Ende einer taumelnden Fahrt durch Sand, Gras und tiefe Bodenrinnen. Ein gutes Dutzend Hütten aus Lehm, krummen Ästen und Stroh begrüßt die Karawane; an einer prangt ein Solarmodul, an einer anderen befestigen sie die Leinwand. Vor den Türen stapelt sich Blechgeschirr, an der Akazie hängen Plastikbeimer, eine Säge, eine Drahtrolle. Hunde schnüren um die Feuerstelle. Die Männer sitzen auf Klappstühlen und rauchen Zi-

garetten. Die Frauen hocken sich mit ihren Kindern in den Sand und reichen eine tütenförmige Metallpfeife herum.

Doch nach dem Abspann des Films herrscht Stille am Feuer. Da steht Tilman Lenssen-Erz auf und sagt: „Beim Fährtenlesen geht es nicht nur um Fußspuren.“

Schweigen. Nur ein Hund bellt am Dorfrand. „Es ist so viel mehr“, sagt er, und Tsamkxao Ciqae übersetzt. „Der Fährtenleser muss wissen, wie das Tier sich verhält. Er muss wissen, wann es schläft, wann es angreift, was es frisst. Er muss wissen, wann die Pflanzen wachsen, die es frisst, also muss er alle Pflanzen kennen. Er muss den

Boden kennen, muss wissen, wie eine Spur auf Sand aussieht, auf Stein, im Schlamm. Er muss das Wetter beobachten, die Sonne, den Wind, den Regen, die Feuchtigkeit, den Wechsel der Jahreszeiten. Das alles zusammen macht den Fährtenleser aus. Und das ist ein sehr modernes Weltbild. Wir bringen es in Europa unseren Kindern bei.“

Ein Husten wandert durch die Runde.

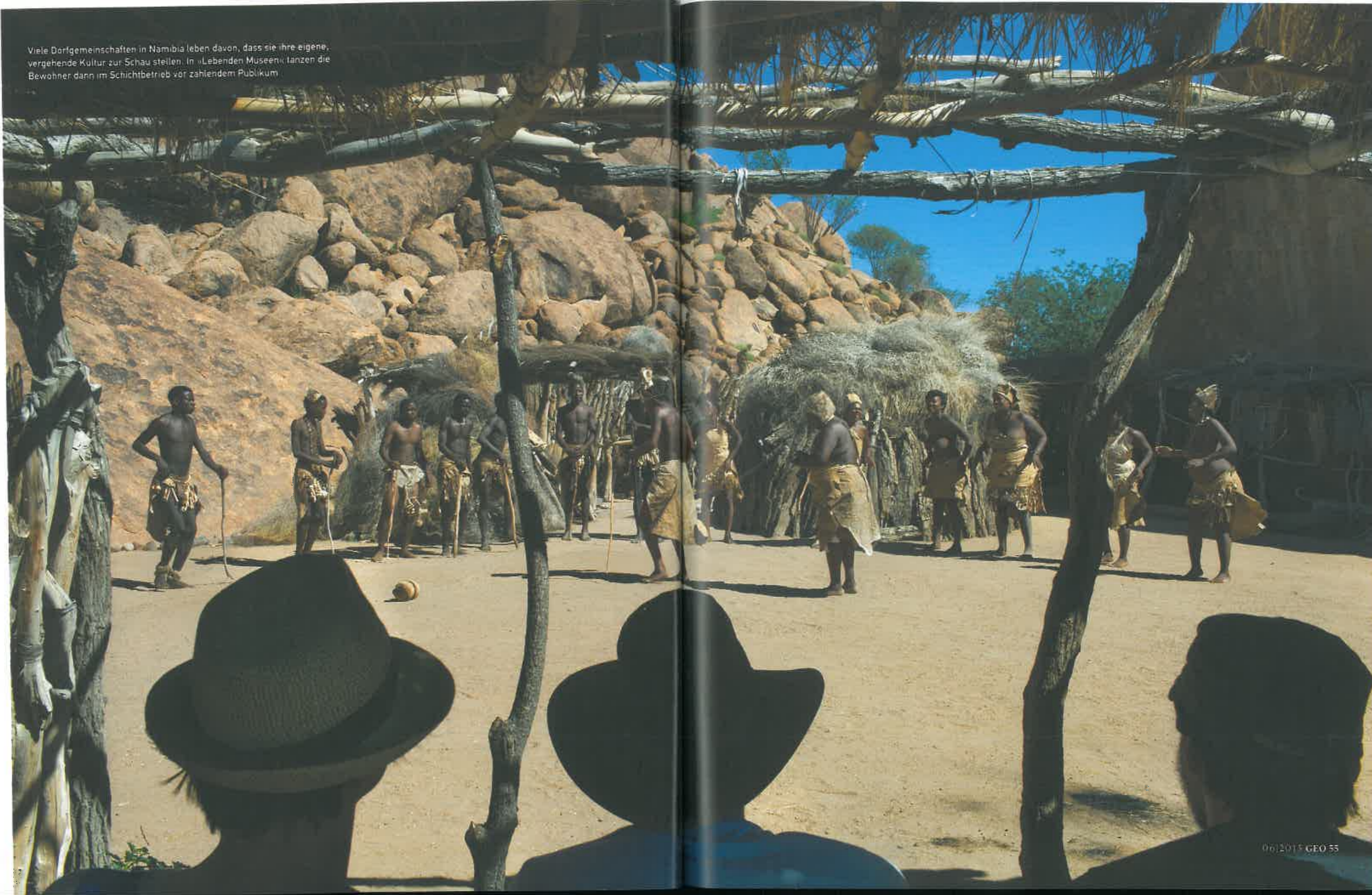
„Ich frage euch: Ist euch eigentlich klar, wie viel ihr wisst? Ich habe von diesen drei Männern“, und er zeigt auf Ciqae, Kxunta und Thao, „so viel gelernt. Ohne sie wäre unsere Aufgabe unmöglich gewesen. Deshalb sind wir euch dankbar für euer Wissen. Ihr als Gemein-

schaft seid für dieses Wissen verantwortlich. Schickt eure Kinder zur Schule. Aber lehrt sie auch das, was sie in der Schule niemals lernen werden.“

Jetzt wachen die Jäger auf. Sie fangen an zu erzählen. Sie berichten, wie sich die Spur des Kudus je nach Jahreszeit verändert und dass seine Füße im Alter kleiner werden. Dass eine Oryxantilope sich bei Nacht erst bewegt, wenn der Mond aufgeht, und dass Spuren über ihr Alter lügen können wie Menschen. Und sie erzählen, bis das Feuer heruntergebrannt ist und ihre Gesichter mit der Nacht verschmelzen.

Das ist die Natur der Luftspiegelungen, die uns das Rot der Sonne noch sehen lassen, wenn sie längst hinter dem Horizont versunken ist: Sie bringen Dinge zum Vorschein, die verschwunden sind. Doch es gibt auch jene Augenblicke, wenn der Betrachter sich in der Reflexion nicht mehr erkennt.

Viele Dorfgemeinschaften in Namibia leben davon, dass sie ihre eigene, vergehende Kultur zur Schau stellen. In »Lebenden Museen« tanzen die Bewohner dann im Schichtbetrieb vor zahlendem Publikum.



Etwa im Dorf Okaukuejo, im Etosha-Nationalpark. Dort, auf weißgrauer Geröllwüste mit krummen Sträuchern und genügsamen Mopane-Bäumen, deren Blätter die Elefanten lieben, erstreckt sich das größte Tiergehege Namibias. Doch für die Elefanten und Nashörner mussten die Menschen weichen. 1954 vertrieb die Regierung die ansässigen San vom Volk der Hai||om aus ihren Jagdgründen. Einige von ihnen fanden prekäre Jobs in der Parkverwaltung oder in der nahen Touristen-Lodge – und eine erzwungene Heimat in deren Personalsiedlung, heute ein funktionales Dorf mit schnurgeraden Straßen und Häusern aus Holz, Stein und mit Satellitenschüsseln auf dem Dach.

Und anders als die Ju|'hoansi in Tsumkwe und Umgebung dürfen die Hai||om hier ohne Sondererlaubnis der Parkverwaltung jene Jagdgründe, deren Herren ihre Leute einst waren, nicht einmal mehr betreten, um Feuerholz zu sammeln. Jetzt fordern sie öffentlich von der Regierung, ihnen ihr Land wieder zurückzugeben – und so auch die Erinnerungen an das alte Leben, die mit dem Land fast unwiederbringlich verschwunden sind.

Bandu Komob, der Sprecher der Hai||om von Okaukuejo, 36 Jahre alt, kennt dieses Leben bereits nur noch aus Büchern und Videos. Und die jungen Leute im Dorf, klagt er, hätten an der Tradition nicht einmal mehr Interesse. „In der Kolonialzeit haben sie uns umgebracht“, sagt Bandu Komob, „jetzt töten sie unsere Spiritualität. Wir sterben innerlich. Das ist noch schlimmer.“

Vor dem Filmabend am Ende der Dorfstraße erheben sich die Zuschauer zum Gebet. Erst vor wenigen Jahren sind die Hai||om von Okaukuejo zum christlichen Glauben gelangt. Der alte Kadison hat ihn gebracht: Der gab, obwohl des Lebens und Schreibens unkundig, so lange vor, in der Bibel

zu lesen, bis sich ihm eines Nachts die Schrift tatsächlich offenbarte. Und es ist kein Widerspruch, dass ausgerechnet der Gott, der die traditionelle Religion der Hai||om abgelöst hat, jetzt deren letzte Hoffnung ist. „Ich glaube an den Allmächtigen“, sagt Bandu Komob, Enkel eines Schamanen, „und dass die Dinge an ihr Ende kommen. In dieser Ära sind wir die Letzten. In der neuen Ära werden wir die Ersten sein.“

Nach dem Film steht ein Zuschauer nach dem anderen auf.

„Wenn ich sehe, was wir verloren haben, schießen mir die Tränen in die Augen.“

„Erinnerungen werden wieder wach.“

„Ich hoffe, dass wir irgendwann einmal in die Zeit unserer Vorfahren zurückkehren können.“

Und auch auf der Projektfarm Ombili, 50 Kilometer östlich der Hege-Paradiese von Etosha, bleibt der Spiegel blind. Dort, zwischen Baracken mit dem strengen Charme einer Jugendherberge und unterstützt mit Spendengeldern vom Lions Club Mosbach, hält der deutsch-namibische Manager Günther Martens die rund 500 ansässigen Hai||om und !Kung-San zwar neben Landwirtschaft, Kunsthandwerk und Schulbesuch auch zur Traditionspflege an. Doch der Begrüßungschor singt, wie die Fährtenleser schnell feststellen, keine alten San-Weisen, sondern verballhornte Lieder des Damara-Volks. Die jungen Männer, die einen schamanischen Trance-Tanz nachspielen, vergessen den Teil, in dem der Heiler die Krankheit von sich schleudert. Und zum Filmabend in der mit Bildern aus dem alten Buschleben dekorierten Gemeinschaftshalle finden sich fast ausschließlich Kinder ein.

Das mag auch daran liegen, dass im vergangenen Winter Strom in die Häuser Ombilis gelangte. Seither stillen viele Bewohner ihren Bilderhunger lieber mit Soap-Operas aus dem Fernseher.

„Die Leute haben die Lehren ihrer Vorfahren vergessen“, klagt Tsamkxao Ciqae. „Das ist das Problem hier.“ Es ist eine Mischung aus Stolz, Enttäuschung und Mitleid, die das Trio der Fährtenleser allmählich übermannt. „Wir hatten erwartet, von anderen Menschen zu lernen“, sagt Ciqae. „Wir hatten erwartet, dass ihr Leben wie unseres ist. Aber alles, was wir finden, sind Menschen in Tränen.“

Und allmählich steigern sich die Jäger in eine pädagogische Mission hinein. Immer ausführlicher werden die Erklärungen, mit denen sie den Film zwischen den Szenen unterfüttern. Geduldig führt Tsamkxao Ciqae die fünf grundlegenden Gangarten des Menschen vor: !o, den geraden Gang; ||xa||xa, den Gang mit auseinandergestellten Füßen; !gwi, den extremen Entengang; dazu gabo, den Gang mit leicht nach innen gerichteten Zehen, und ton!gwi, den Gang mit stark nach innen gerichteten Zehen.

Er zieht einen Schuh aus, um an der Sohle die Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem, zwischen jungem und altem Fuß zu demonstrieren. Erklärt, dass bei Männern der Abstand zwischen Zehen und Ferse größer ist als bei Frauen. Dass bei alten Menschen der Fuß leichter im Sand liegt. Dass ihre Fersen Falten haben und die Zehen so hart sind, dass sie sich in den Boden krallen. Und je länger die Fahrt dauert, desto wehmütiger beklagen sie den Verlust der alten Kultur.



Meistens findet Tilman Lenssen-Erz ein aufmerksames Publikum für den Film der Fährtenleser – wenn auch der Nachwuchs wohl von etwas anderem träumt als von einer kalten Höhle in Europa



## WISSEN IM TRIALOG

Die Möglichkeitsform stand nie zur Debatte. In der Sprache der Ju'hoansi gibt es keinen Konjunktiv. Was für die Wissenschaft ein Glück ist. Denn die drei Fährtenleser aus Namibia, die im Sommer 2013 in den südfranzösischen Höhlen Niaux, Pech Merle, Fontanet und Tuc d'Audoubert jahrzehntausende alte menschliche Fußspuren untersuchten, diskutierten jede ihrer Beobachtungen so lange, bis sie zu einem einheitlichen, sicheren Urteil gelangt waren.

## FAKTEN STATT SPEKULATION

In ihren Voten gab es kein Vielleicht und kein Möglicherweise; wo sie keine Antwort fanden, schwiegen sie. Und hebelten ein ums andere Mal die bis dahin offiziellen Interpretationen von Archäologen und Paläoanthropologen aus. In der Höhle von Pech Merle etwa wurden aus den Spuren einer Frau und eines Kindes (bisherige Deutung) die Spuren von fünf Personen; und auch dem Kunstgriff vieler Vorzeitforscher, etwas, das nicht auf Anhieb plausibel zu erklären ist, als rituelle Handlung zu deuten, folgten die drei Afrikaner nicht: Wo die Akademiker den Ritualtanz einer Gruppe Jugendlicher gesehen hatten, sahen die drei Experten schlicht einen Erwachsenen und einen Jugendlichen. Beim Lehmschleppen.

## ORIGINÄRE WISSENSCHAFT

Der Kölner Forscher Tilman Lenssen-Erz, der daran beteiligt war, die Männer vom Volk der San nach Europa zu holen, sagt, man werde nun die aufgezeichneten Gespräche der drei Wort für Wort analysieren. Davon könne die akademische Wissenschaft viel lernen: „Wie gehen die bei der Analyse vor? Wie funktioniert methodisch der Prozess des Fährtenlesens?“ Denn immerhin habe dieses Projekt einen wichtigen Beweis erbracht: „Dass auch indigenes Spezialwissen in der Forschung zu weitreichenden neuen Erkenntnissen führen kann.“

Jürgen Bischoff



Ein Film rollt an: das Team auf Tour durch das Buschland bei Tsodilo in Botswana

Erst jenseits der Grenzen Namibias, in einem Dorf in Botswana namens Tsodilo, kehrt auch die Zuversicht der Fährtenleser zurück.

Einerseits ist Tsodilo ein guter Ort für eine Versöhnung mit der Geschichte. 2001 hat die UNESCO die teils wohl über 2000 Jahre alten Felsmalereien, die das Bergquartett oberhalb des Ortes zieren, zum Weltkulturerbe erklärt und so einen heiligen Ort der San vor den Angriffen der Moderne geschützt.

Allerdings auch vor den San selbst, die ihre Wohnstätten am Berg verlassen mussten und ein neues Domizil außerhalb der Schutzzone zugewiesen bekamen – ein Trauma für viele der Vertriebenen, die nach dem Verlust der Heimat nun auch noch die Rache der Ahnen für die Desertion fürchten müssen.

**D**och bei der Besichtigung der Felsmalereien erfahren die Besucher aus Namibia, dass der Geist des Ortes noch lebt. Der alte Xhao Xuntae, geboren auf dem Berg und aufgewachsen als Jäger und Sammler im strengen, aber wohlthätigen Busch, führt Wissenschaftler und Fährtenleser zum künstlerischen Erbe seiner Ahnen – und erweist sich als derart kenntnisreicher Lehrer, dass die Namibier ihn sofort ehrfürchtig „Meister Xuntae“ nennen.

Angeregt von den Felsbildern und angefeuert von den Fragen der Wissenschaftler, diskutieren die vier Jäger das Verhalten von Tieren mit einer Präzision, die den Forschern Erstaunen abnötigt. Die Elenantilope mit dem erhobenen Kopf – wittert sie Gefahr? Schläft sie?

Stellt sie sich nur schlafend, um den Jäger zu täuschen? Schaut sich die Giraffe eher nach einer getöteten Artgenossin um oder richtet sie den Blick gegen den Wind, um rechtzeitig den Löwen zu sehen? Wie erkennt man, ob eine Giraffe tot ist oder ruht? Eine gestorbene Giraffe, einigen sich die Jäger, streckt die Beine aus. Eine schlafende verbirgt sie unter der Brust.

Mit einem Mal haben die Hüter des Spiegels selbst ihr Spiegelbild gefunden. Und gleich am nächsten Tag verabreden sie mit den San von Tsodilo, seit Generationen von den namibischen Brüdern und Schwestern durch eine nur mit teuren Pässen überwindbare Grenze getrennt, gemeinsam in Tsumkwe ein Fährtenleser-Treffen abzuhalten.

Auch Meister Xuntae kann sich freuen. Er hat in den Bildern aus Tsumkwe, die der Film aus Deutschland zeigt, einen lange aus den Augen verlorenen Schwager entdeckt.

Jetzt wird er ihn wiedersehen. ///



Fast 4000 Kilometer durch Botswana und Namibia – die Fotografin ANASTASIA TAYLOR-LIND nahm für diese Reportage einiges auf sich. Mehr über ihre Arbeit mit Autor JÖRG-UWE ALBIG auf Seite 3 dieser Ausgabe.